

(Nachdruck verboten.)

## 84] Am die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525  
Von Robert Schweichel.

Sie wollte den Beistand des Markgrafen ansehen, und Max begleitete sie nach Bamberg, der weinfröhlichen Fünfhügelstadt, wo der Markgraf im Rathhause an der Steinbrücke über die Regnitz eben sein Hauptquartier hatte. Sein Geheimschreiber führte die tief gebeugte, ganz in Schwarz gekleidete Frau und Max ein. Markgraf Kasimir war keine Heldengestalt, er war für eine solche nicht groß genug und zu beleibt, und seinen Zügen waren die Spuren seines ausschweifenden Lebens aufgedrückt. Der Graf von Pappenheim war der stattlichere von beiden, auch der freiere und rüchhaltigere in seinem Wesen, während der Markgraf unbedenklich in der Wahl seiner Mittel war und eine Beleidigung niemals vergab.

Er empfing Frau von Menzingen sehr gnädig, litt nicht, daß sie vor ihm niederkniete und versprach ihr, daß sie sich nicht vergebens an ihn gewendet haben sollte. „Wie dünket Euch das, Ihr Herren“, so wandte er sich an den von Pappenheim und den Feldmarschall von Wiesenhausen, die bei ihm waren, „daß diese Reichsstädter meinem getreuen Diener an Leib und Leben wollen? Gotts Marter, sie sollen wohl die Hände von ihm lassen!“ Zu Max Eberhard, der eine Bittschrift ausgearbeitet hatte, jagte er, dieselbe in Empfang nehmend: „Ihr stehet bei mir in einem guten Gedächtniß von wegen der Geschicklichkeit, mit der Ihr den Ritter vor dem Reichskammergericht verteidigt habt.“

Frau von Menzingen kehrte voller Hoffnung zurück. Es gelangte auch ein Schreiben von dem Markgrafen an den Ämtern Rath, worin er „die gültliche Bitt“ stellte, seinen Diener und Lehnsmann, dem er in Gnaden geneigt sei, seinem Gefängniß ohne Entgeld ledig zu geben, oder, zum wenigsten bis in Ausführung seiner Unschuld zu betagen. Der Rath antwortete damit, daß er den Bürger, der es gewagt hatte, die Ehefrau eines Rathseindes nach Bamberg zu fahren, in den Thurm werfen ließ, und daß Frau Margarethe auf dem Rathhause einen Eid schwören mußte, Leib und Gut nicht zu verrücken.

Aber nun kam der Markgraf selbst nach Rothenburg. Der Feldmarschall Christoph von Wiesenhausen besetzte mit der Vorhut das Galgenthor, und etwas später erfolgte der Einzug des Heeres. Eine Abtheilung gepanzerter Reiziger ritt durch die Würzburger- und Georgengasse voraus auf den Markt. Ihr folgten in guter Ordnung die Geschütze und ein Theil der Fußknechte. Hierauf erschienen der Markgraf und Joachim von Pappenheim in junckerlicher Rüstung auf ihren Streitrossen an der Spitze eines großen Reitergeschwaders. Die Fähnlein der Lanzknechte bildeten den Beschluß. Die Geschütze wurden so auf dem Hauptmarkt aufgestellt, daß sie sämmtliche, auf denselben mündende Gassen bestreichen. Reiter und Fußvolk lagerten auf allen Plätzen und Gassen. Es war ein wildes, malerisches Bild. Geplündert wurde nicht, so daß die Bürgerschaft mit dem Schrecken davontam; nur die städtischen Scheunen wurden erbrochen und Hafer, Heu und Stroh aus ihnen entnommen.

Der Markgraf mit seinem Stabe erhielt Quartier in dem Jagtsheimer'schen Hause, das auch den Kaiser Max bei seinem letzten Besuche aufgenommen hatte. Es ist das erste Haus auf der Herrengasse, dem Rathhause gegenüber und lehnt sich an das Geschlechter-Tanzhaus. Ein Erker mit pyramidenförmiger Bedachung, darunter ein Steinbild der Jungfrau Maria mit dem Kinde, zielt die gegen den Markt vorspringende Ecke des geschmackvollen Hauses.

Hier begrüßte Erasmus von Muslor an der Spitze des Ämtern Rathes den Markgrafen und überreichte ihm nach altem Brauche ein ansehnlich Geschenk an Wein, Fischen und Hafer. Die Stirn des Markgrafen war gerunzelt und bleib es. Mit scharfen Worten rücte er den Rath vor, daß er seine gültliche Bitte wegen des Ritters von Menzingen unbeachtet gelassen habe, schneid Erasmus von Muslor die Entgegnung ab und forderte, daß ihm die

Urgicht des Ritters, das heißt dessen Aussage auf der Folter, ohne Verzug eingesandt würde. Auch die Urgichten des Dr. Deutschlin und des blinden Mönches verlangte er. Ferner heischte er ein Verzeichniß der Nädelsführer in Stadt und Land. „Vergeßet nicht, Ihr Herren, daß das Blut, das ich iho zu vergießen gezwungen bin, über Euer Haupt kommt. Sättet Ihr meine Hand, die ich Euch wiederholt bot, angenommen, als es noch Zeit war, so wäre dieser ganze Aufruhr im Keim erstickt worden.“ Mit diesen Worten entließ er sie in Ungnade.

Er verfiel dem gewöhnlichen Irrthum der Machthaber. Ebenso gut hätte er durch Gewalt einen Vulkan am Ausbruche verhindern können wie das Jahrhundert lang mißhandelte Volk an der Empörung. Und er vergaß, daß die Reaktion ihren augenblicklichen Sieg nicht ihrer Stärke, sondern hauptsächlich den Fehlern ihrer Gegner verdankte. Sein ungnädiger Empfang machte die Rathsherren eher halsstarrig als geschmeidig.

Konrad Eberhard gelobte bei seinem Eide, daß der Markgraf ihnen ihre Beute nicht entreißen sollte. Seine Erbitterung überbot diejenige seiner Kollegen, weil er seinen Sohn wie mit unzerreißbaren Ketten an die Familie des Verfehmten gebunden sah. Es kostete ihn einen schweren Kampf, daß er nicht auch den eigenen Sohn auf die Proskriptionsliste setzte, welche die Herren nun auf der Rathsstube entwarfen, wie Max es nur der Rücksicht auf seinen Vater zu danken hatte, daß sein Name auf den Zetteln wegblich, von denen der Stadtschreiber das Verzeichniß der Nädelsführer für den Markgrafen zusammenrug.

Was aber den Herren die Namen in die Feder diktierte, waren keineswegs nur politische Beweggründe, sondern vorwiegend persönliche Feindschaften, nicht selten aus den allgeringfügigsten Ursachen, ja selbst nur nach Hörensagen und Klatsch. Kein Wunder, daß auf der Liste, die Thomas Zweifel am nächsten Morgen dem Markgrafen überreichte, nicht weniger als 100 Todesandidaten standen; Dr. Deutschlin, der Komenthur Kaspar Christan, der blinde Mönch, und Dr. Karlstadt eröffneten die lange Reihe. Es folgten Stephan von Menzingen, das Rathsmittelglied Christ Heimz und Ehrenfried Kumpf und zum Schluß dreihundsechzig Bürger, denen man nichts anderes Schuld zu geben wußte, als daß sie über Kaiser, Fürsten und Rath übel geredet und geäußert hätten, bei den Bauern stehen und bleiben zu wollen. Von den Landgemeinden waren dreißig Namen aufgezeichnet, die gerade den Herren eingefallen waren.

Nun war es den eifrigen Angebern widerfahren, daß sie manchen ihrer Mitbürger nicht mit seinem Tauf- und Familienamen aufgeschrieben hatten, sondern mit der Bezeichnung, dem Bei- oder Spitznamen, unter dem nicht selten schon sein Vater in der Stadt allgemein bekannt war, so daß man darüber seinen eigentlichen Namen vergessen hatte. Thomas Zweifel hatte die Zettel der Rathsherren genau abgeschrieben, und der Markgraf las daher mit hochgezogenen Brauen u. a. in dem Verzeichniß: „Der Weber bei unserer Frauen Kapellen, der die Greußerin hat. — Des blinden Mönchs Schwager, ein Wagner. — Jörg Hörner's Schwager, ein Sailer. — Ein Weber im Bart, Witting genant. — Der lange Guter, der seine Weiber so übel hält und schlägt.“

Der Markgraf warf dem Stadtschreiber die Liste unwillig hin und verlangte, daß er überall den Geschlechts- und Taufnamen beifüge. Thomas Zweifel jedoch, der dem Truchseß gegenüber sich mannhafte behauptet hatte, beugte sich auch vor dem Markgrafen nicht. „Ew. fürstliche Gnaden,“ so wies er das Ansuchen zurück, „ich habe die Namen getreu meiner Pflicht zusammengeschrieben, als wie sie von den Herren des Rathes sind aufgezeichnet worden. Des näheren mich zu erkundigen, stehet nicht in meiner Amtsbefugniß.“ Dabei blieb er und rettete dadurch manchen Kopf.

Während der Nacht auf Samstag den 30. Juni wuchs auf dem Marktplatz vor der Herren-Trinktstube ein unheimliches Gerüste empor. In der Frühe blies ein Trompeter in allen Gassen und ein Herold rief aus, daß um sieben Uhr die ganze Bürgerschaft bei Strafe an Leib und Leben sich einzufinden habe. Max Eberhard erschien wie alle anderen. Er war auf das schlimmste gefaßt, denn es erschien ihm höchst unwahrscheinlich, daß die Nacht den Vertheidiger von Menzingen's und das Mitglied des Verfassungsausschusses verschonen sollte. Nur

das schmerzte ihn, daß er von der Geliebten nicht hatte Abschied nehmen können, und seine Augen suchten die Fenster ihres Hauses. Sie waren verhängt. Aber aus den anderen Häusern und von den Dächern schauten ängstlich neugierige Weiber genug auf die bleichen Gesichter im Ring, der von den langen Spießen des Fußvolkes eingegegelt war. Jetzt kamen die Herren und Ritter, Hans von Sedingen hielt im Namen des Markgrafen der Bürgerschaft eine donnernde Strafrede, worauf sie dem Schwäbischen Bunde aufs neue Gehorsam geloben mußte.

Schon athmete sie erleichtert auf, denn sie glaubte, das Aergste überstanden zu haben. Da zog der von Sedingen die Liste der dem Tode Geweihten hervor und befahl jedem, den er aufrufen würde, bei Seite zu treten. Weil aber keiner auf einen anderen, als seinen wirklichen Namen vorzutreten sich verpflichtet hielt, etliche auch bei Zeiten entwichen waren, so blieben nur 19 im Neze hängen. Unter diesen die Freunde Fritz Dall, Jos Schad, Melchior Wader, Lorenz Diem und Hans Mack, die, wie im Leben, so auch in dieser letzten Stunde zusammenhielten. Vier andere Meister, die ebenfalls dem Hentker verfallen waren, zeigten sich weniger mannhaf. Sie fielen mit Jammergeschrei vor dem Markgrafen auf die Kniee und flehten, daß sie sich wenigstens verantworten dürften.

Während die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, drängte der Metzger Fritz Dall mit seinen herkulischen Armen die ihm zunächst stehenden Fußknechte auseinander und schuf dadurch eine Lücke, durch welche seine Freunde und er rasch hindurchschlüpfen. Ehe die Söldner sich besannen, oder richtiger wohl, sich besinnen wollten, stürmten sie schon die obere Schmiedgasse hinunter und gewannen durch das Kobolzeller Thor das Freie. Zehn vier anderen Meister ließ der Markgraf einstweilen in den Thurm legen. Somit waren von den Todesopfern nur zehn übrig geblieben, darunter der greise Schullektor Wilhelm Bessenmayer und ein Priester namens Hans Klumpf, den man krank aus seinem Hause in den Ring getragen hatte. Es war ein Vetter des Altbürgermeisters. Diese wurden auf der Stelle mit dem Schwerte gerichtet. Ihre Leiden blieben bis zum Abend auf dem Marktplatze liegen, worauf sie in eine gemeinsame Grube auf dem ehemaligen Judenkirchhof geworfen wurden.

Nach diesem ersten, bluttriefenden Akt des Trauerspiels begab sich der Markgraf in die Burg. Dorthin hatte der Rath schon vor dem Einzuge Kasimir's die Dorsgemeinden auf diesen Tag befohlen, um ihre Waffen abzuliefern und der Stadt neu zu huldigen. Die Bauern waren bei der Kapelle auf der Bordenburg aufgestellt. Ihre Haltung war zwar äußerlich demüthig, allein es verdeckte sich darunter weniger Furcht als Erbitterung. Mancher Blick auf das Fußvolk und die Reiter, die aus den Haufen abgelegter Waffen sich gierig das beste ausliefen, verrieth es. Es war eine erstaunliche Menge vorzüglicher Stücke vorhanden. Der Herren aber harrete hier eine große Enttäuschung, denn als Hans von Sedingen die Namen der Hauptführer und Anführer verlas, siehe, da waren diese bis auf einen so geschickt gewesen, von der Schlachtbank fernzubleiben. Diesen Einfältigen, Hans Holmpach hieß er, allein köpfen zu lassen, lohnte der Mühe nicht. Er wurde in den Thurm geworfen und die anderen nach erneuter Huldigung in die Heimath entlassen. Der hinkende Bote kam jedoch in Gestalt einer Brandschatzung von 20000 Gulden nach, die unbarmherzig eingetrieben wurde.

Am Nachmittage suchte Fräulein von Badell ihre unglückliche Freundin auf, welcher der Rath selbst den leidigen Trost verweigerte, ihren Gatten im Gefängniß sehen zu dürfen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß das alte Fräulein fast täglich zu ihr kam, um sie wenigstens von ihren steten Gedanken abzulenken, da sie nicht helfen konnte. Freilich hatte ihr derber frischer Humor durch die Ereignisse der letzten Zeit einen gar ähnden Beigeschmack erhalten. Heute kam sie in einer besonderen Angelegenheit. Dr. Max hatte vorgeschlagen, den Beistand des Markgrafen nochmals anzurufen und zwar in Begleitung einiger ehrenhaften und angesehenen Bürger der Stadt. Fräulein von Badell war damit einverstanden gewesen, hatte aber gerathen, ihr die Ansprache der Bürger darum zu überlassen. Sie sagte: „Gehet Ihr zu Ihnen, so werden sie es Euch abschlagen und Ihr werdet ihnen nicht in das Gesicht sagen können, daß der eigentliche Grund ihrer Weigerung die Feigheit sei. Lasset mich machen, ich werde mit meiner Meinung nicht zurückhalten und ihnen das Maulloch verstopfen, so daß sie nicht enschlüpfen können.“ Jetzt kam sie mit der Nachricht, daß ihre Bemühungen von

Erfolg gewesen wären und die Bürger Frau von Menzingen morgen früh zu dem Markgrafen abholen würden.

„Und es kann nit schaden, wenn Ihr die Else mitnehmet, liebe Frau,“ fügte sie noch hinzu. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Nach einer langen Reihe sonnig warmer Tage ist rauh und rasch der Herbst eingelehrt. Jäh verfährt hat sich das Blattlaub der Bäume, und der Boden entbehrt der närenden Feuchtigkeit. Früh wird in diesem Jahre das Geäst kahl und mit dem grünen Schmutz fällt für Großberlin die einzig schöne Zierde in unserem Städtebild.

Weniger als sonst konnte man im heurigen Sommer von der todtten Saison sprechen, einem lächerlichen Begriff, der für die Minderheit derer erfunden ist, die in der einen Hälfte des Jahres von den strapaziösen gefelligen Vergnügungen des Winters theilweise ausruhen. Die Ereignisse schoben sich wild durcheinander; und zur Ruhe gelangte man nicht. Bald treten einzelne parlamentarische Körperschaften zusammen; und zunächst kam die Spektakeltomböie im Wiener Reichsrath wieder losgehen, der Jammer im Jahrhunderte alten deutschen Kolonial- und Kulturbesitz. Man soll nicht vergleichen, sonst wird man trübselig gestimmt. Welche Fülle junger, ungebrodener Volkskraft bereinst, als der große Zug nach dem Osten vorherrschte, und man auszog in die Ostreichsmarken und weit über die Elbe hinaus, um Land zu besiedeln. Heute werden militärische Kolonien gegründet, und selbst aus dem jüngsten Kolonialgebiet her, aus Kiautschou ertönen bereits Klagerufe über das System militärischer Bevormundung. Wenn das Wasser schon die deutsche Zukunft bedeuten soll, so nehme man doch das heimische Uebel nicht gleich über alle Meere mit!

Wie ruhmrednerisch klang es aus einem Theil der deutschen Presse, als die ersten Nachrichten über die Aktion an der Bucht von Kiautschou bekannt wurden. Der erstaunte deutsche Philister riß Augen und Mund auf. Ganz China wurde mit mehr Fingigkeit als Nichtigkeit aufgetheilt. Vom Orient waren die Märchengheimnisse genommen, die unsere Phantasie beschäftigt hatten. Selbst das Reich der Mitte, das ungeheuer, schien nicht mehr undurchdringlich. Mancher Berlinische Mann, schneidig und rasch bereit im Wort, stützte sich auf seine beliebte Redensart: „Machen wir!“ Es schien ihm, als genüge ein stramm-preussischer Parade-marsch nach China, eine Promenade nach Peking, um dort aller Geheimnisse Herr zu werden und den gelben Bengeln zu zeigen, was 'ne Karte ist.

Da aber tauchen gerade jetzt ganz eigenthümliche Gerüchte auf, und wieder wird der ferne Orient zum Reich der Geheimnisse, wie zuvor.

Der Sonnenherrscher, der Kaiser, sei todt, heißt es. Wieder andere Gerüchte melden, er sei nicht getödtet. Die Kaiserin-Regentin, eine Tante des jungen Kaisers, habe wiederum die Herrschaft an sich gerissen und der gestürzte chinesische Bismarck, wie man ihn bei uns zu nennen liebte, der bekannte Kanzler Li-Hung-Tschang, der vor ein paar Jahren die europäischen Höfe besuchte, sei wieder in die alte Macht eingesetzt.

Noch weiß man nichts Nichtiges über die neueste Palastrevolution. Der junge Kaiser von China soll Reformen geplant haben und in der That hat er modernisirende Erlasse ausgegeben. Auch er fühlte sich als Zar, auch er meinte in jugendlichem Absolutismus deliriren zu dürfen, was nur durch konzentrierten Volkswillen und veränderte Machtverhältnisse gedeihen kann. Die zarische Schwärmerie soll ihm nur übel bekommen sein. Während die Geheimnisse im Reich der Mitte wieder zu denken geben, ringen dort Rußland und Britannien mit einander. Ein heißer Kampf auf heißem Boden!

Armer Graf Tolstoi! Er sinnt und träumt und neulich erst hat er in seufzenden Klängen die ungläubige Welt beschworen, doch ja an das Friedensmanifest des Zaren sich zu halten, und ja nicht durch Frivolität die Kreise des Zaren zu stören. Und da kommen die britisch-russischen Handel, die gierige Jagd der beiden Mächte nach Einfluß am Hof zu Peking. Die gedrückten, passiv-erhebener russischen Bauern pflegen zu sagen: die Wahrheit liegt auf Zasnaja, dem Landgut Tolstoi's. Ihrer Demuth, ihren weltfremden Anschauungen mag Tolstoi, der einsame Schwärmer, wie ein sehender Prophet vorkommen. Tolstoi's Propheten-Vertrauen auf die Erfüllung des Zarenmanifestes ist rührend, aber mit der Wirklichkeit hat es zu rechnen verlernt.

Wozu übrigens nach dem fernen Orient schweifen; auch in unserer Nähe thut sich trotz aller Oessentlichkeit, trotz republikanischer Verfassung ein Stückchen China auf; starr unmaniert ist es. Was darum vorgeht, ist ebenfalls mit dem Schleier des Geheimnißvollen umgeben und der grotesksten Phantasie giebt es Nahrung genug. Als Herr Picquart in Paris ausrief, daß man an keinen Selbstmord à la Denty glauben dürfe, wenn man ihn eines Tages im Militärgefängniß mit durchschnüttener Gurgel vorfände, so trat vor dem Zuchtpolizeigericht niemand dieser ungeheuerlichen Annahme entgegen. Man schwieg im Gerichtssaal, man schwieg im Volk. Ein böses Schweigen das. Es jähle die Erkenntniß in sich ein, daß man den militärischen Diktatoren im gegenwärtigen Frankreich die orientalische Manier, sich seines unbequemen Gegners zu entledigen, wohl zu traue, daß sie wenigstens für möglich gehalten werde. Hat diese militärische Gewalt hier nicht seit Jahren zwischen sich und der

Öffentlichkeit eine Scheidewand errichtet, die die stärkste Abgeschlossenheit erhalten soll?

Ein aufregendes Fieber hatte die Bevölkerung ergriffen gehabt; und noch ist die Wahrheit nicht durchgedrungen, noch bemüht man sich, dem Geheimniß nicht durch Kombinationen beizukommen. Wie Herr v. Hammerstein einst auf alle Anklagen trotz des Bewußtseins, an der Schwelle des Zuchthauses zu stehen, mit dem Hinweis auf seine Pistole antwortete, so antworten die Gewaltmänner von Paris mit dem Hinweis auf den Säbel. Statt einen oder mehrere Schuldige preiszugeben, um zu freier Gesundheit gelangen zu können, stützt man sich trotzig auf den Schwertknauf und schreit nach Art des Miles gloriosus, des soldatischen Prahlhanfes: Wer kann uns was? Und wenn uns wer scheel ansieht, wir wehren unsere Ehre, die Ehre der Armee!

Nach Außen wie nach Innen hin sind die Zeiten bewegt. Man giebt sich mit Kleinlichem nicht ab; und gerne geht man, wie unsere „industriellen Notabilitäten“, gleich aufs Ganze. Die rheinisch-westfälischen Großherren wollen glatte Arbeit machen. Nieder mit der Koalitionsfreiheit, und politische Knebelgesetze als Draufgabe. Dazu die Nechtung des Sozialdemokraten im übrigen bürgerlichen Leben, wie die Frage „Singer und die Berliner Schuldeputation“ beweist. Es sind prinzipielle Gegensätze, die sich überall aufthun. Weltanschauung stößt hart an Weltanschauung und Macht an Macht. Die Delegirten des Parteitagcs treten in wenigen Tagen im höchstenbeängstigten, freundlichen Thallefeld von Stuttgart zusammen. An einer Zeitwende, schroffer Spannungen voll, leben wir. Wie sich die Kräfte überall konzentriren, wie sie sich zusammenzuballen verstehen, das haben die letzten Reichstagswahlen deutlich genug bewiesen. Gleich vereinigte Kraft muß dieser Konzentration entgegen-treten. In der heiter-schönen, schwäbischen Hauptstadt harren der Parteidelegirten ernste Aufgaben. In unruhig bewegten Momenten tagen die Delegirten. Zusammenzufassen gilt es, den Blick aufs Große, aufs Entscheidende zu richten. Es geben sich die Gegner nicht mit Kleinlichkeiten ab, so weit man ihre Zukunftsprojekte deuten kann; und so wird es wohl auch bei den Verhandlungen des Parteitagcs heißen: Am Kleinlichen nicht zähle festzukleben. Bei erweiterten Themen, die zu verhandeln sind, erweitert sich naturgemäß auch die Art der Debatte. Hoffentlich werden die Verhandlungen des kommenden Parteitagcs die Erwartungen so vieler rechtfertigen, und man beräth die Dinge nach ihrer wesentlichen Bedeutung. Es ist begreiflich, daß man sich in irgend eine persönliche Liebhaberei oder irgend eine örtliche Mißstimmung verbeißt. Das ist so menschlich. Aber soll man andererseits dem Gegner, der zu großen Schlägen ausholt, die Genußgahrung geben, sich am minder wesentlichen zu ereifern? Der Parteitag kann zu einer imponirenden Gesamtuntersuchung werden. An ihm liegt es, zu erfüllen, was man erhofft.

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

-w-. **Stat.** Sie saßen an ihrem Stammtisch: der Bäckermeister, die, blaß, mit schläfrigen Augen; der Schlächtermeister, die, roth und munter; der Gemüsehändler schlanker, mit einem verächnlichen Zug um den Augen, und der alte, graue Wötkchermeister, dürr und vergrämt. Ihre Abendarbeit, das Claispiel, war stott im Gange. Die Gläser mit den Getränken hatten sie auf Stühle gestellt. Mehrere ihrer Standesgenossen saßen ihnen zu und ärgerten sich, wenn der Ausspielende nicht die Karte warf, die sie an seiner Stelle geworfen hätten. Ab und zu ging einer zum Schänklich und ließ sich ein frisches Glas Bier geben. Nach und nach hatten sich so viele um den Tisch gesammelt, daß der Weg zwischen dem Schänklich und ihm ganz verstellt war.

„Tounee!“ sagte der Bäckermeister. „Solo!“ antwortete der Schlächter, und der Gemüsehändler schloß mit „Grand!“

Das wurde ein fesselndes Spiel! Die „Kibische“ redten die Köpfe und vergaßen im eifrigen Zuschauen das Rauchen, so daß der dicke Qualm, der um die Glühlichtflammen zog, sich legte.

Neue Gäste kamen herein. Männer mit den freien, durchdringenden Augen jener Arbeiter, die nach des Tages ermüdender Thätigkeit Befriedigung des Geistes suchen. Sie wollten an den Spielenden vorbei, doch standen die Zuschauer so dicht gedrängt, daß sie erst durchkamen, als sie energisch die im Wege Stehenden zur Seite schoben.

„Nacht mal nich so'n Krach!“ rief der Schlächtermeister. „Ihr stört uns ja!“

„Ei, ei! Das ist ja schrecklich!“ meinte einer von den Arbeitern, der einen Bad Zeitungen und Hefte unter dem Arm trug.

Die Spieler und ihre Zuschauer saßen während dreier; der Hohn kränkte sie. Einer sagte ärgerlich: „Ja, natürlich! Ihr seht nu wieder hinter in eure Stube um knobelt aus, wie Ihr uns arme Kleenhändler ganz beseitigen könnt! . . . Ich weech schon! Ich weech schon! Wir sind ja immer de Dampf, de überflüssigen Zwischenmenschen! Am liebsten mechtet Ihr uns woll gleich uffhängen?“

Der Arbeiter trat ihm vertraulich näher: „Ja, Du, das wollen wir wirklich! Jetzt sehen wir hin und rechnen aus, wie viele uffhängt werden müssen von Euch, und denn rechnen wir ooch noch aus, wie viel Meter Stride wir dazu brauchen.“

„Ja, id weech ganz genau, det Ihr des nu jrade nich dhut. Aber Ihr lest und quatcht . . .“

„Na, Alter! Ich floobe, det Leset un Quatchten könnt Euch ooch nicht schaden. Oder hältst Du Dich für zu geistlich, 'n bisken wat zu lernen? Ach ja, Ihr Kleengewerbetreibenden, Euch seht's wirklich zu schlecht! Aber man merkt nich, det Ihr wat Vernünftiges unternehmen wollt, um Euch aufzuhelfen. Alles wat Ihr könnt, is: Skatpielen.“

„Aber, det wirst Du doch zugeben, man will doch ooch 'n bisken Erholung haben.“

„I, wer fragt uns nach Erholung? Macht es uns doch nach und nehmt ein vernünftiges Buch vor oder unterhaltet Euch über die wirtschaftlichen Zustände. Aber immer Skat! Skat! Nehmt es mir nich übel, aber id kann die Nothwendigkeit dieser Spielerei nich einsehen. Glaubt Ihr, sie verfeinert das Gefühl?“

„Du Däse, warum spielst nich de Zehue aus?“ schrie der Schlächtermeister.

„An warum hältst denn nich den Jungen an?“ antwortete der Wötkcher.

„Na ja, da haben wir's ja!“ lachte der Arbeiter. „Aber vielleicht seid Ihr der Meinung, daß es wenigstens den Geist schärft? Gewiß, ich glaube, daß Ihr Euch ein außerordentliches Wissen dabei aneignet, in alle Geheimnisse des Lebens, der menschlichen Triebe und der Natur eindringt!“ fügte er spöttlich hinzu.

„Nu mach man schon, un stör uns hier nich immerzu!“ murkte der alte Wötkcher, in dessen graue Stirn rothe Flecke flogen.

„Ich bin schon unterwegs! Na, viel Glück zu solcher Sebung Eures Standes! Ja, ja, das Spielen ist eine sehr, sehr wichtige Beschäftigung! . . .“

Die Arbeiter saßen beisammen im Hinterzimmer und diskutirten eifrig. Von vorn tönte es immer noch: „Schellen . . . Grand . . . Du spielst wie 'n Schuljunge . . . Du bist woll verrückt? So lange die Trimse zu halten! . . . Roth sieht! . . . Donnerwetter, Du Riesenrindsvieh!“ —

### Literarisches.

— „Mutter Erde“ heißt eine neue Zeitschrift, deren erste reich illustrierte Nummer soeben zur Ausgabe gelangt ist. Die neue naturwissenschaftlich-technische Wochenschrift erscheint im Verlage von B. Spemann (Berlin und Stuttgart) und wird von Dr. H. Lutz geleitet. —

### Geographisches.

-ss- Eine kanadische Kohlenstadt. Ein höchst eigenartiges Gemeinwesen ist die Stadt Leithbridge in Kanada. Sie liegt unfern des Ostabhanges des Felsengebirges im südlichen Theile des Bezirkes Alberta und etwa 100 Kilometer von der Nordgrenze der Vereinigten Staaten entfernt. Die Stadt hat nur 200 Einwohner, die aber über eine Fläche von etwa 2 englischen Quadratmeilen verstreut sind. Die einzige Industrie der Städtchen besteht in dem Abbau der unererschöpflichen Kohlenlager, auf denen sie wohnen. Die Kohle gilt für die beste Heizkohle in ganz Nordamerika. Die Schächte der Bergwerke gehen vorläufig nur etwa 200 Fuß in die Erde hinein, die unterirdischen Strecken ziehen sich auf eine Länge von etwa zehn englischen Meilen hin. Der Ertrag dieser Kohlenbergwerke beläuft sich auf etwa 12 000 Zentner täglich.

### Medizinisches.

t. Die Telegraphie als gesundheits-schädlicher Beruf. Auf einer Versammlung der englischen Eisenbahn-Telegraphen-Beamten gab der Vorsitzende der Vereinigung dieser Beamten J. T. Hull einen Bericht über die Einwirkung der Telegraphie auf die Gesundheit, der eigentlich Jeden abschrecken mußte, sich diesem Berufe zu widmen. Da die geäußerten Behauptungen durch statistische Beläge seitens bedeutender Fachmänner bestätigt werden, so müssen sie wohl ernst genommen werden. Danach dürfte es kaum einen Beruf geben, der die Gesundheit des Menschen derart angreift, wie die Telegraphie. Die Kunst des Telegraphirens beruht wesentlich auf geistiger Arbeit und strengt besonders die Gehörnerben an. In welchem Grade dies bei einem geübten Telegraphisten der Fall ist, kann durch eine einfache Uebersetzung gezeigt werden. Bei einer Durchschnittsarbeit, d. h. beim Lesen von 20 Worten in der Minute, hat er etwa 150 verschiedene Zeichen des telegraphischen Stiffes zu unterscheiden, und bei besonders dringender Arbeit bringen es angeblich Viele bis auf 450 Zeichen in der Minute. Auch die Uebersetzung der gehörten Zeichen in die Schrift erfordert selbstverständlich eine geistige Anstrengung. Mit dieser Leistung ist nun die Thatfache zu vergleichen, daß der menschliche Geist im allgemeinen durchschnittlich nur 120 verschiedene Eindrücke aufnehmen kann. Man muß also annehmen, daß der Telegraphist, auch abgesehen von den Fällen größter Anstrengung, seinen Gehörssinn etwa doppelt so stark anstrengt als andere Menschen. Dazu kommt die fast ununterbrochene Dauer der Nervenregung, die Eintönigkeit der aufzunehmenden Geräusche, die dauernd nothwendige angestrengte Aufmerksamkeit. Alle Physiologen stimmen darin überein, daß eine solche Arbeit außerordentlich erschöpfend auf das Nervensystem wirken muß. Bei angestrengter Thätigkeit ist fast immer eine unregelmäßige Athmung, ein beschleunigter Herzschlag und Blutandrang zum Kopfe nachweisbar. Je mehr die Arbeit heißt werden muß, desto schlimmer sind naturgemäß diese Erscheinungen. Man hat eine Statistik über das Vorkommen der Lungen-schwindsucht unter den Telegraphisten aufgestellt, die sehr bedeutliche Ergebnisse zeigt. Von 100 Todesfällen (unter 55 Jahren) sind unter den Telegraphisten 59,5, also fast  $\frac{3}{5}$ , an Schwindsucht, während unter den übrigen er-

wachsenden Männern noch nicht 1/4 an dieser Krankheit sterben. Am stärksten ist die Sterblichkeit an Schwindsucht unter den Telegraphisten vom 25. bis 35. Lebensjahre; sie beträgt 23 pCt. aller Todesfälle in diesem Alter, während unter den übrigen Männern gleichen Alters noch nicht 5 pCt. an dieser Krankheit sterben.

**Aus dem Thierleben.**

— **Enthauptete Ameisen.** Bei Gelegenheit seiner Untersuchungen gewisser Stoff-Parasiten der Ameise (Rhabditis-Arten) sah Charles Janet, daß die enthaupteten Ameisen — es handelte sich um die gewöhnliche rothe Hügelameise (Formica rufa) der Wälder — einzig unter dem Einflusse ihrer Nervenröhren, sobald sie in einer feuchten Kammer erhalten werden, sich noch lange Zeit auf ihren Füßen aufrecht erhalten und diese bei äußerer Reizung bewegen. Drei enthauptete Ameisen hielten sich so 2 Tage lang reizbar, drei andere 3 Tage, zwei 5 Tage lang, eine 7 Tage, zwei 9 Tage und schließlich gar eine 19 Tage. Die Verschiedenheit der Ergebnisse rührt nach Janet wahrscheinlich daher, weil die Enthauptungen ohne weitere Vorsichtsmassregeln vorgenommen wurden. Die Ameise, welche ihre Enthauptung 19 Tage lang überlebte, war eine kräftige Arbeiterin mit durch Nahrung aufgeblähtem Hinterleibe, deren Kopf gegen hundert Rhabditis geliefert hatte. Janet glaubt, daß mit Nahrung gesüllte Königinnen im Anfang des Winters die Enthauptung noch länger überleben würden. — Bei der Fortsetzung seiner Ameisen-Studien ergab sich noch eine andere unerwartete Thatsache: die Luft im Innern der Nester reagirte nicht, wie man nach dem Reichthum der Thierleiber an flüchtiger Ameisensäure erwarten sollte, sauer, sondern alkalisch und es zeigte sich denn auch, daß alle Hautdrüsen, mit Ausnahme eben der Giftdrüse, alkalische Stoffe absonderten. — („Prom.“)

**Astronomisches.**

b. Das große Fernrohr der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900. In den letzten Jahren sollte jede große Ausstellung ihr Ries fernrohr haben, und die Pariser will darin hinter ihren Vorgängern von Chicago und Berlin nicht zurückbleiben. Diese Rieswerke moderner Technik sollen aber zugleich neuartige Konstruktionen vorführen, weil die bei kleineren Fernrohren bewährte Aufstellung für größere nicht paßt; denn bei den um ihre Mitte drehbaren Rohren bewegt sich auch das Ende, durch welches der Beobachter hineinsieht, so daß dieser dem Rohre nach bewegt werden muß, und weiter verschlingt die große Drehkuppel, die das Rohr schützend umgibt, ungeheure Geldsummen. Die reichen Amerikaner freilich haben hierin kein Hinderniß gefunden, und das 1897 vollendete Herkes Teleskop bei Chicago, das die größte im Gebrauch befindliche Linse mit 102 Zentimetern Durchmesser besitzt, in der alten Weise mit einem Kuppelbau aufmontirt. In Deutschland stießen die Gelder für wissenschaftliche Zwecke nicht so reichlich, und deshalb war das Treptower Rohr von vorn herein nur möglich, wenn es erheblich billiger sein konnte, als andere große Rohre. Dies erreichte man durch Fortlassung der Drehkuppel und durch eine geniale eigenartige Konstruktion, die einen der Form des Rohres angepaßten und mit ihm bewegten Mantel an die Stelle der Drehkuppel setzte. Die Billigkeit des Rohres wurde durch diese Konstruktion auch vollständig erreicht; denn es kostete nur eine Viertel Million Mark, obwohl es an Brennweite mit 21 Metern alle bisherigen erheblich übertrifft. Auch bewährt sich die Konstruktion, da die Bilder, die es giebt, sehr ruhig stehen; daß sie scharf und klar sind, ist eine selbstverständliche Forderung, die aber von der Güte der Linsen, nicht von der Art der Montirung abhängt. Gegen diese erhob man den Einwand, daß das Rohr dem Winde zu sehr ausgesetzt sei und daher nur unruhige Bilder geben würde, ein Vorwurf, der sich nicht bestätigt hat. Wenn trotzdem mit dem Rohr wissenschaftlich werthvolle Beobachtungen bis jetzt nicht gemacht sind, so liegt das in erster Linie wohl daran, daß die Mittel zur Unterhaltung der Sternwarte von dem sie besichtigenden Publikum aufgebracht werden und dem dort beschäftigten Astronomen daher keine Zeit zu rein wissenschaftlicher Thätigkeit bleibt.

In Frankreich hatte man zur Vermeidung des großen Kuppelbaues schon früher ein anderes System angewendet. Bei dem 1889 in Paris aufgestellten gebrochenen Fernrohr ist nur ein Theil beweglich, und das in diesen gelangende Licht wird durch sehr vollkommenen Spiegel in den anderen Theil reflektirt, in den der feststehende Beobachter hineinsieht. Auch das neue Pariser Rohr soll einen großen ebenen Spiegel benutzen, von dessen Vollkommenheit die Wirkung in erster Linie abhängen wird. Die Objektive des Rohres sollen 125 Zentimeter Durchmesser haben, also noch größer sein, als die 1896 in Treptow aufgestellten größten Linsen der Welt, deren Durchmesser 110 Zentimeter betrug. Weiter soll die Brennweite dieser Linsen 60 Meter betragen; das Rohr wird dann fast dreimal so lang, als der Treptower Niese, der neben ihm dann geradezu wie ein Zwerg erscheinen muß. Dieses Angeheuer soll aber nicht frei und leicht in die Lüfte emporgragen und sich hier drehen und wenden, sondern starr und unbeweglich soll es in horizontaler Lage fest auf einer Reihe von Mauerpfählen ruhen, sodas es nur nach einem Punkte blickt. Vor jenem Objektivende aber wird sich frei und leicht ein gewaltiger ebener Spiegel bewegen, der bequem um zwei zu einander senkrechte Axen gedreht werden kann, sodas er Licht von jedem beliebigen Punkte des Himmels empfängt. Da der Spiegel dieses Licht in das Rohr wirft, so betrachtet man durch dasselbe ein Spiegelbild des zu

beobachtenden Gestirnes. Es ist leicht einzusehen, daß mithin in erster Linie die Güte des Spiegels auch die des ganzen Rohres bestimmen wird; treten z. B. in dem Spiegel, der einen Durchmesser von zwei Metern bei einer Dicke von 30 Zentimetern haben soll, irgend welche ungleichen Dehnungen und Spannungen auf, so müssen auch die Bilder verzerrt sein, und um so störender müssen solche Verzerrungen wirken, je besser das Fernrohr ist, durch das man sie betrachtet. Die Erbauer hoffen jedoch, daß der Spiegel und damit das ganze Instrument, dessen Kosten auf beinahe 1 1/2 Millionen Francs geschätzt werden, tadellos funktionieren wird. Die Zukunft muß zeigen, ob diese Hoffnung sich erfüllt. —

**Technisches.**

— Das Graviren und Guillochiren von Aluminium bereitet bekanntlich deswegen viel Schwierigkeiten, weil der Stichel sehr leicht abgleitet und deshalb schlecht greift. Die Verwendung einer Lösung von Stearinsäure in Terpentin als Reibflüssigkeit erleichtert zwar die Arbeit ganz bedeutend, am vortheilhaftesten aber erweist sich zu diesem Zwecke eine Mischung von Gummi und Olivenöl zu gleichen Theilen, welche vollständig alle Schwierigkeiten überwinden hilft. Zur Beseitigung des hastenbleibenden Fettrestes dient am bequemsten Benzol. Laugen und ähnliche scharfe Flüssigkeiten dürfen jedoch hierzu keinesfalls benutzt werden, wenn man nicht völlig glanzlose und matte Gegenstände erzielen will. —

**Humoristisches.**

— Aus der guten alten Zeit der Frankfurter Stadtwehr. In der „Frankf. Ztg.“ erzählt Einer folgendes: Es war zu der Zeit des Studentenkrawalls (1833); die Stadtwehr hatte anfangs im Verein mit dem Linienmilitär bis zur Herkunft der Bundesgarnison die Wachen zu besetzen und auch den wegen der erregten Zeit vorgeschriebenen Patrouillendienst zu leisten. An einem Abend brachte eine Patrouille ein „verdächtiges“ Individuum auf die Hauptwache. Man meldete es dem Wachkommandanten, der gerade gegenüber, im „Pariser Hof“, sein Schoppen trank! Der Kommandant, ein Lieutenant der Bürgerwehr, befahl, man möge den Mann bewachen; er werde später das weitere anordnen. Unter dessen tranken auf der Wache auch Unteroffizier und Mannschaft ihre Schoppen und es muß dabei lustig hergegangen sein, denn in ihrer Weinlaune luden sie sogar den Eingefangenen zum Mittrinken ein. Etwas spät, um die Mitternachtsstunde, kam auch der Lieutenant aus dem „Pariser Hof“ herüber und fragte nach dem verdächtigen Individuum. „Denten Sie, Herr Lieutenant“, sagte der Feldwebel, „den Kerl hawwe mer e bißt mittrinke losse und wie des Oos e bißt worm is worm, hot'r aagefange uff Frankfurt zu rässionire. Do howwe mer'n ober genomme und enausgeschmiss.“ —

— **Erkannt.** Frau: „Mein Mann ist so niedergedrückt, ich weiß nicht, was es ist — mir fehlt der Schlüssel!“ — Freund: „Ich glaube, ihm fehlt der Schlüssel!“ —

— 's Schwere!st. Bauer (mit seiner Frau einem Maler zusehend, der sehr viele Pinsel in der Hand hält): „Siehst D', 's Schwere!st bei der ganzen Malerei is blos dees, daß er all'weil den richtigen Pinsel glei rausfind't!“ — („Fl. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Die **Maiseinfuhr Deutschlands** hat in den jüngsten Jahrzehnten einen ganz gewaltigen Umfang erlangt. Im Jahre 1897 betragen nach der „Voss. Ztg.“ die Seezufuhren an Mais in Hamburg 6 188 610 Doppelzentner im Werthe von fast 42 Millionen Mark, in Bremen 2 429 537 Doppelzentner im Werthe von rund 16 Millionen Mark. Die Zunahme gegen das Vorjahr war eine ganz außergewöhnliche und bezifferte sich auf fast 50 pCt. —

— Auf der Feldmark **Dambed** bei Schwerin wurden zwei weiße Rebhühner geschossen. —

— Ein **radfahrender Briefbote** stieg auf der Landstraße **Mühlbach-Neustadt a. d. S.** auf ein Milchfuhrwerk und rannte sich die Deichsel in den Leib. Er starb kurze Zeit darauf. —

— Am **Sonabend** ist in **Budapest** der internationale **Astronomen-Verband** zu seiner 17. Generalversammlung zusammengetreten. —

— 18 Jahre brauchte eine Postkarte, um von **Stavanger** (Norwegen) nach **Christiania** zu gelangen. Grund? Weiß die Post selbst nicht. —

— Auf eigenthümliche Weise verunglückte unlängst in **Paris** eine arme junge Arbeiterin. Sie war arbeitslos und ohne Obdach. In einer Nacht suchte sie in einer Menageriebude Schutz. Da es vollkommen dunkel war, konnte sie nicht bemerken, wohin sie gerieth. Plötzlich aber wurde sie von unsichtbaren Mäusen gefaßt, die sich ins Fleisch ihrer Arme einbohrten. Die Unglückliche war dem Pantherräufig zu nahe gekommen, und eine der Bestien hatte sie gepackt. Auf ihre Hilferufe kam der Thierbändiger herbei, doch erforderte es die größte Mühe, um den Panther zum Loslassen seiner Beute zu bewegen. Die Arbeiterin hat schwere Verletzungen erhalten und mußte ins Spital übergeführt werden. —

— Ein aus **Bahern** stammender reicher **Brauer**, namens **Peter Schemm**, hat sich in die tosenden **Stromschnellen** des **Niagara** gestürzt. Die Leiche wird wohl nie wieder zum Vorschein kommen. —